

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

12 (20.3.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz

N^o. 12.

Sonntag, den 20. März.

1904.

Kardinal Franziskus Satolli.

Von jenen geistlichen Würdenträgern, welche der verstorbene Papst Leo XIII. noch von Perugia her kannte und mit seinem Vertrauen beehrte, ist nur noch Kardinal Satolli übrig geblieben; alle andern sind dem großen Papste in die Ewigkeit vorangegangen.

In dem im ehemaligen Kirchenstaat gelegenen Flecken Marsciano wurde Franziskus Satolli am 21. Juli 1839 geboren. Fromm erzogen regte sich bereits frühzeitig in ihm der Wunsch, sein Leben vollständig Gott zu weihen und die vielfachen Fähigkeiten, mit denen er reichlich ausgestattet war, in den Dienst der Kirche zu stellen. Nachdem er am Seminar von Perugia mit glänzendem Erfolge seine theologischen Studien gemacht hatte, wurde er Professor der Theologie und lehrte nun in Perugia an derselben Anstalt, in welcher auch er seine Ausbildung genossen. Hier in Perugia trat er in nähere Beziehungen zu dem späteren Papst Leo XIII., der mehrere Jahre Erzbischof von Perugia war und bis zum Jahre 1877 als Kardinalerzbischof diese Diözese verwaltete. Bekanntlich war es eine besonders glückliche Eigenschaft Leos XIII., daß er mit seltenem Scharfblick die richtigen Männer an den richtigen Ort zu stellen wußte. So erinnerte er sich auch aus seiner Wirksamkeit von Perugia bei dem dortigen Theologie-Professors Satolli, dessen Fähigkeiten er gebührend würdigte. Er berief ihn im Jahre 1880 nach Rom, wo er am Römischen Seminar und an der Propaganda eine erfolgreiche Lehrtätigkeit entfaltete. Wie vorzüglich seine Art zu unterrichten war, geht aus der großen Anhänglichkeit seiner Schüler hervor, die sie ihrem hochberehrten Lehrer bei jeder Gelegenheit bezeugten. Satolli wurde im Laufe der Jahre durch Verleihung hervorragender Würden ausgezeichnet. So wurde er Titularerzbischof von Lepanto, Rektor des griechischen Kollegs und Präsident der

Accademia dei Nobili Ecclesiastici sowie Kanonikus am Lateran. Als im Jahre 1890 die neue katholische Universität in Washington eingeweiht wurde, unternahm Satolli im Auftrage Leos XIII. eine Reise über den Ozean, um bei diesem feierlichen und bedeutungsvollen Akte den Vater der Christenheit zu vertreten. Ebenso war er bei der Zentenarfeier der Entdeckung Amerikas zugegen und brachte bei dieser Gelegenheit zur Geltung, was schon Pius IX. und nach ihm Leo XIII. betont hatte: Kolumbus gehörte der katholischen Kirche an. Bald darauf erhielt Satolli die Weisung, sich als apostolischer Delegat in kirchlich diplomatischer Mission dauernd in Washington niederzulassen, um als ständiger Beobachter der keineswegs ruhigen Verhältnisse des Katholizismus in Amerika teils selbst zu entscheiden, teils die Streitfragen in sachlicher Weise der Propaganda vorzulegen. Satolli faßte diese Aufgabe mit großem Eifer auf und tat sein Möglichstes, um den ihm gewordenen Anweisungen Geltung zu verschaffen. Eine Haupt Sorge des päpstlichen Gesandten betraf die Unterstützung der höheren Studien auf dem ganzen umfassenden Gebiete der katholischen Erziehungstätigkeit und seinem geschickten Eingreifen sind hier manche schätzenswerten Errungenschaften zu verdanken. Satolli schloß seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten mit einer großen Visitationstour ab, über die er in der Propaganda einen umfangreichen Bericht einreichte. Am 19. März 1895 wurde der um das Emporblühen der katholischen Kirche in Amerika hoch

(Nachdruck verboten.)



Kardinal Franziskus Satolli.

verdiente Priester zum Kardinal ernannt. Die Ueberreichung des roten Käppchens geschah durch einen eigens nach Washington gesandten Nobelgardisten, während ihm das rote Virett im Auftrage des Papstes von Kardinal Gibbons aufgesetzt wurde. Zum folgenden Konfistorium kehrte Satolli nach Rom zurück, um aus den Händen des Papstes den roten Hut

zu empfangen. Er wurde Inhaber der Kirche St. Maria in Aracoeli, Erzpriester der Basilika St. Johann im Lateran und Präsekt der Studienkongregation. Daß Satolli im heiligen Kollegium zu den hervorragenden Mitgliedern zählt, beweist der Umstand, daß gelegentlich der letzten Ernennung des Staatssekretärs sein Name häufig und mit ziemlicher Bestimmtheit erwähnt wurde.

Auch schriftstellerisch hat Kardinal Satolli eine unermüdete und von segensreichstem Erfolge begleitete Tätigkeit entfaltet. Seine umfangreiche Dogmatik ist in mehreren Auflagen erschienen, ein deutlicher Beweis für die Vortrefflichkeit dieses seines Hauptwerkes. Ebenso ist Satolli Verfasser einer Abhandlung über kirchliche Diplomatie und zahlreicher Arbeiten über philosophische Fragen.

Kreuz oder Halbmond?

Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge. Von Arno von Walden.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Ritter griff nach den Zügeln des Pferdes; aber der andere hatte dies vorausgesehen; mit mächtigem Schwung setzte der edle Berberrenner davon, ehe Alfonso del Aguila es verhindern, ehe er das Zaumzeug ergreifen konnte. Nur die Hand Assad's winkte noch wie freundschaftlich zu ihm her, als dieser jetzt hinter seinem Trupp her- und dem Lager Selim's wieder zusprengte.

In sturmhafter Erregung blieb der Ritter del Aguila zurück. So sehr er sich vorhin in Gegenwart feindlicher Soldaten gemäßiget und seine Empfindungen zurückgedrängt hatte, um so mächtiger brachen diese jetzt hervor. Konnte er es denn glauben, was er eben gehört? War der Mann, der ihm jetzt eine Botschaft höchster Freude gebracht hatte, nicht derselbe, der einst in unverföhllich scheinendem, heftigstem Zorne von ihm geschieden war? Und war nicht alles Lug und Trug und eitel Blendwerk?

Nein, das war es nicht. Er erkannte es aus den fragenden, überraschten Zügen der drei Begleiter, die die ganze Szene mitangesehen hatten und sie nicht verstanden. Sie blickten zu ihm hin, sie blickten den davonsausenden Moslem'n nach. Er fühlte, daß er ihnen eine Aufklärung geben mußte:

„Verzeiht meine Erregung, edle Herren,“ sagte er. „Aber eine wichtige Kunde über meinen einzigen Sohn, den ich tot glaubte bis zu dieser Stunde, ward mir mitgeteilt von diesem Moslem. Sagte er mir doch, daß mein Knabe noch am Leben sei. Und vielleicht ist es möglich, daß ich noch Näheres darüber erkunde.“

Die drei Großmeister fühlten, daß es gegenüber der seelischen Wallung des Ritters am besten sei, ihn seinen eigenen Gedanken zu überlassen und nicht zu stören. Sie ritten zum Heere zurück, das noch stets kampfbereit stand und den Verlauf des Gespräches zwischen den beiderseitigen Vertretern abwartete. Dort teilten sie mit, wieweit die Sachlage bereits gediehen sei. Noch im Verlaufe des Tages werde der Entscheid kommen.

Die Erwartung des Heeres war natürlich eine überaus große. Die Heerführer und Hauptleute zweifelten freilich keinen Augenblick daran, daß bei der Milde der Bedingungen ein Friedensschluß unbedingt erfolgen werde. Aber die große Masse hatte sich schon zu sehr in den Gedanken eines Kampfes hineingelebt, als daß sie sich ohne weiteres diesen Gedanken rauben ließ, wenn sie auch den Frieden sehnlichst wünschte.

So verging der Tag, der golden und herrlich heraufgestiegen war mit milder Luft und weicher Wärme, ein echter Tag des Friedens und der Feierlichkeit.

Ein schöner, leuchtender Abend kam. Er ließ einen leisen, erfrischenden Wind durch die Olivengärten Nazareth's streichen; die Weinranken flatterten in der rotgoldenen Abendluft, die hohen Platanen rauschten eintönig in der Dämmerung. Dann zogen die Sterne herauf, groß, silbern, allerleuchtend. Immer noch war keine Kunde gekommen von Selim's Heer. Fast wurde den Massen bang. Sollte der Friede doch zurückgewiesen worden sein? Sollten die milden Bedingungen dem Feind immer noch für unannehmbar geschienen haben?

In den königlichstolzen Palmen Nazareth's schwieg der Wind, das Sternlicht brach voll und herrlich nieder. Es legte schimmernde Kronen auf alle die ersten wolkenwärtsstrebenden Gipfel, ein Meer von Glanz und Blut umflutete die Hügel, wie leuchtende Wogen ebte und wogte Mond- und Sternenschein an den sanften Hängen auf und nieder. Wie eine Stadt des Friedens schimmerte Nazareth mit seinen riedrigen Häusern und platten Dächern, die so strahlend in der Runde lagen, wie eine Insel der Verklärung und Reinheit in einem Meer weißfunkelnder Silberwellen.

Dann stieg die Nacht herauf mit blauem Duft, und von der neuerrichteten Christenkirche her floß mild und klar Glockenton nieder. Die Abendglocken läuteten zum Fest der Weihnacht.

Da ging durch die Reihen derer, die am höchsten auf dem Abhang standen und das Land von dort aus am weitesten überblicken konnten, ein Wogen und Drängen. Unterdrückte Ausrufe wurden hörbar. Dann rief und gestikulierten man lauter. Die höchste Ueberraschung redete aus allen Gesichtern. Die weiter unten Stehenden drängten zu den Oberen hin, es entstand ein Gewirre, da jeder sehen wollte, was vor sich ging und was die Verwunderung wachgerufen hatte.

„Ist's möglich!“

„Ja, was ist das?“

„Ist das nicht der feindliche Troß?“

„Wahrhaftig, sie satteln ab! Sie wollen hier lagern!“

„Dort richtet man schon Zelte auf!“

„Die Truppen sind nicht in Kampfrüstung. Sie tragen keine Harnische. Sie bereiten sich wirklich vor zum Lager!“

„Dort reitet ein Trupp fort. Sie tragen die reichsten Kleider von allen.“

„Das ist der Sultan. Ich weiß es. Die rote Fahne mit dem Halbmond weht über ihm.“

„Und neben ihm leuchtet die weiße Fahne! — Das ist die Fahne des Friedens! Der Sultan kommt selbst, um Frieden zu schließen. — Wahrhaftig, er ist's! — Er bringt den Frieden, den Frieden . . .!“

Der Ruf pflanzte sich fort durch die Glieder. Zuletzt schallte er von Mund zu Mund, jeder sprach ihn wieder. Und dann tönte er laut und lauter, und schließlich war er ein einziger Jubel, der von allen Lippen brach in stürmischer Begeisterung und der widerhallte in Nazareth's Gassen, weiter, immer weiter:

„Frieden, Frieden!“

Gott sei die Ehre! Christus die Ehre!

Frieden — —!“

Und da schwang man auch schon die Glocke in der Christenkirche, und ihr Ton scholl wie ein feierlicher Gruß hin über alle Häupter und zog mit den leisewehenden Winden durch die klare Luft, von Haus zu Haus, von Herzen zu Herzen. Alle Häupter neigten sich, viele Hände falteten sich zu kurzem, heißem Dankgebet, in manchem Auge, das aus sturmverwittertem, eisenfesten Antlitz hervorleuchtete, blitzte eine Träne.

Ja, es war der Frieden, den der Trupp Muselmanen brachte, in dessen Mitte der Sultan und an seiner Seite Assad ritt.

Auf schneeweißem Rosse feinsten tunesischer Rasse ritt Selim langsam und würdig herüber, ehrfürchtig geleitet von seinem Gefolge. Unter dem Tore der Stadt hielt er an; er erwartete den Kriegsführer des Christenheeres, Alfonso del Aguila. Dieser kam die steinigen, im Mondlicht wie eitel Marmor erglühenden Straßen heruntergeritten, mit flatterndem Mantel, in reichster Gewandung; denn es galt, die Befehrer des Kreuzes gegenüber denen des Halbmonds zu vertreten, auch äußerlich das Ansehen des christlichen Namen zu wahren. Als der Sultan ihn erblickte, sprang er sofort vom Rosse und schritt ihm entgegen.

„Sei mir gegrüßt, Bruder,“ rief er freudig, ihm die Hand drückend und ihn umarmend. „Denn wisse, ich habe die Bedingungen angenommen, die Ihr mir stelltet. Friede sei zwischen uns, bleibender Friede!“

Alfonso drückte ihm warm die entgegengestreckte Hand:

„Ich danke Euch für dies Wort, mein Fürst,“ sprach er. „Denn die Erfüllung unserer heißesten Wünsche liegt in ihm, und die Frucht so langen Ringens und unzähliger Kämpfe. Auch ich wiederhole es: Friede sei zwischen uns, Friede!“

Die Worte waren lauter gesprochen; denn warme Begeisterung besetzte sie. Die Umstehenden fingen sie auf, wieder pflanzte sich das jubelnde Rufen fort durch alle Reihen: „Friede, Friede!“ Die Banner wälzten, die Fahnen flatterten in der Luft, von der Höhe der Christuskirche her läutete und läutete immer weiter und immer lauter die Glocke, als wollte sie Weihe und Begnadung auf das Wort niederziehen. Krieger fielen sich um den Hals, die sich nie gekannt und nie gesehen; es ging ein Gedanke der Verbrüderung, der felsenfesten Einigkeit durch alle Herzen.

Und immer brausender scholl das Wort. Denn während nur die Christen es vorher gerufen hatten, fand es jetzt Wiederhall auch noch auf anderer Seite, bei den Streitscharen Selims, des Zubidenfürsten. Auch das Gefolge des Sultans hatte das Wort vom Frieden gehört, das er ausgesprochen; es war fortgedrungen zu den Scharen, die eben dort drüben das Lager schlugen. Die Wachtfeuer loderten hoch und rot auf in den klaren Himmel; zwischen dem dunkelroten Schein dieser Feuer standen die knorrigen, sehnigen Gestalten, ungewiß von Flammen und irren Schatten umspielt, und jauchzten gleichfalls mit aller Macht: „Frieden!“

Der Sultan wies hinüber zu diesem Lager, dessen weiße Zelte phantastischprächtigt in den leuchtenden Nachthimmel stiegen.

„Seht Ihr das Lager, Bruder?“ fragte er den Ritter del Aguila. „Ich habe meinen Scharen den Befehl gegeben, hierherzuziehen; denn der Friede soll ein völliger sein; aus Feinden sollen Freunde, aus Freunden Brüder werden. Gestattet mir daher eine Bitte!“

„Sprecht, Fürst,“ sagte der Ritter.

„Ihr werdet überrascht sein durch sie. Aber bedenkt, wie bald mag die Stunde kommen, da unsere beiden Heere wider einen Feind sich wehren müssen, der uns beide in gleicher Weise bedroht —“

„Fürst, Ihr sprecht richtig. Die Mongolen . . .“

„Ihr erriethet es, Bruder. Und ich bitte Euch, vertraut mir, ich rede aus offenem Herzen. Seht, in solcher Stunde gemeinsamer Noth sollen unsere Heere dann keine Mauer zwischen einander wähen trotz des Friedens; sie sollen nicht denken, daß zwei Sonnen fernerhin über ihnen leuchten, daß ihre Sterne anders verlöschen und untergehen als die der andern, sondern friedlich und freudig sollen sie werden, eingedenk des Wortes, das eben laut auf allen Seiten widerhallt: Frieden! — So sagt, werdet Ihr Eueren Streitscharen gestatten, heute unsere Gäste zu sein? Wollt Ihr ihnen erlauben, heute zu uns zu kommen, mit den Unsern zu verkehren, sich alle Freunde und Brüder zu werden?“

Alfonso del Aguila sah überrascht auf des Sultans Gesicht. Aber der Ausdruck in dessen Augen war zu offen, zu wahr und zu treu, als daß er an der Aufrichtigkeit seiner Worte hätte zweifeln dürfen. Er wandte ein:

„Aber ist es nicht vielleicht zu frühe, heute schon sie verkehren zu lassen? Werden die Zwistigkeiten sich schon gelegt, die Gemüther völlig beruhigt haben?“

„Sorgt nicht darum, Herr. Ich habe zu meinen Scharen schon davon gesprochen. Freudig haben mir alle zugestimmt. — Und morgen wäre es ja schon zu spät. Denn wisset, ich werde morgen wieder abgezogen sein und mein Heer nach Jerusalem zurückführen.“

„Fürst, ich danke Euch.“

Alfonso del Aguila sprach nichts weiter. Aber er gab den ihn umstehenden Hauptleuten einen Wink, den diese verstanden. Eilig zerteilten sie sich, um die christlichen Streitscharen von dem zu benachrichtigen, was ihr Kriegsfeldherr beehrte.

Zuerst war lautloses Schweigen unter allen Soldaten. Aber dann brach der Jubel los. In wenigen Minuten war die Ordnung gelöst, jedermann folgte jauchzend dem Wunsche Alfonso del Aguilas. Die Scharen Selims, die von ihren Führern schon angewiesen waren, die Christen gastlich aufzunehmen, riefen ihnen lautes Willkommen zu; sie beeilten sich, jeder einen christlichen Krieger für sich zu gewinnen, ihn als Gast und Freund zu behandeln. Zwischen den dunkelfeurig aufschwebenden Wachslohen entspann sich ein Leben, wie es dieser stille, weltvergessene Plan wohl noch selten geschaut, so bunt, farbenprächtigt und überraschend war der Anblick. Unter dem im Mondlicht wie silberumkränzt ragenden Palmen, Platanen, Cerebinthen, Pappeln und Delbäumen lagen schneeweiß und schimmernd die Zelte der Muselmanen; an riesigen Feuern bereiteten die schlanken, kräftig gebauten Wüsten- und Gebirgsjöhne ihre Abendmahlzeit. Die Händler

schritten laut rufend hin und her: die syrischen Melonenverkäufer mit den schlanken Gliedern und dunkellockigen Haaren; die Weinverkäufer von Libias, die die Kunde vom Frieden auf ihrer Flucht erreicht hatte und die nun zurückgekehrt waren; die Traubenträger von der Ebene Saron mit ihren goldgelben, feingeseuerten Weidenkörben drängten sich hier in dichtem Gewühle. Brotverkäufer, die ihre Waren in runden, hohen Flechtwerken auf dem Scheitel trugen, verteilten auf Selims Befehl ohne Entgelt Brot unter alle, die darnach verlangten.

Es war ein Anblick des vollendeten Friedens. Leuchtend ruhte Alfonso del Aguilas Auge auf der Schau.

Er raffte sich auf. Der Sultan hatte die Hauptleute und alle andern Offiziere des Heeres in sein Zelt gebeten, das besonders umfangreich war und allen genügenden Platz ließ. Nur er war noch der letzte. Er und noch einer, der in Gedanken versunken in der Nähe stand.

Die hohe, starke Gestalt Assads war es, die noch zurückgeblieben war. Er regte sich nicht. Stumm, wie verloren stand er da. Bei seinem Anblick wachte ein vergessener Gedanke wieder in Alfonso del Aguila auf. . . Sein Sohn! Sein Sohn! . . .

Er trat leise auf ihn zu. Seine Hand sank schwer auf des Dastehenden Schulter nieder, und seine Stimme sprach in heißer Erregung:

„Assad Ben Omar! Der Abend ist da, von dem Ihr heute sprachtet. Nun redet mir: Was wißt Ihr von Rodrigo, meinem Knaben?“

Der in seine Gedanken Versunkene schrak jählings auf. Aber als er Alfonso del Aguila erblickte, ging ein zufriedenes Lächeln über seine Züge.

„Ihr seid es? Ah, ich erwartete schon lange, daß Ihr mich fragen würdet, Ritter,“ sprach er. „Aber wollt Ihr nicht auch mit mir in Selims Lager hinübergehen? Eure ganze Streitmacht ist ja schon dort, und übel würde man es deuten, wollte der oberste Feldherr fehlen.“

„Ihr habt recht,“ erwiderte Alfonso, sich in die Lage völlig zurückfindend. „Aber ich bitte Euch, redet sofort, sofort! Sagt mir, was Ihr wißt von meinem Knaben!“

Sie schritten auf das Lager zu, freudig begrüßt von allen Streitern, Christen wie Muselmanen. Aber sie achteten dessen nicht. Des Ritters Augen hingen in höchster Spannung an Assad Ben Omars Lippen; dieser aber machte keinen Versuch, die hastige Frage Aguilas zu beantworten, sondern blickte, noch immer scheinbar in tiefen Gedanken verloren, über das Gewühl der Menschen hin, die in dieser farbenledernden Umgebung sich drängten.

Nach einiger Zeit erst kam ein Wort über seine Lippen.

„Noch eine Weile geduldet Euch, Ritter, und Ihr werdet die Antwort vernehmen,“ sprach er langsam. „Zuvor aber hört erst noch eine Erzählung. Sie ist nicht lang, in wenigen Worten ist sie gesagt. Es geht eine Legende: am Tage, da Peter von Amiens nach Jerusalem kam, hatte er einen Traum. Durch Jerusalems Gassen gingen zwei: ein knorriger Wanderer der eine, mit einem Hirtenstab in der Faust, mit windzerwühltem, flatterndem Haar . . . Und neben ihm ein anderer im roten Kleide, blutbespritzt, weinend. . . . Vorm Tore hielten sie an. Denn der bleiche, blutbespritzte Wanderer wollte den Wächter fragen. „Ist keiner mehr drinnen, der an mich glaubt?“ Doch blöd schüttelte der Wächter das Haupt. Und weinend gingen die beiden Wanderer fort, stumm und verstoßen.“

Der Ritter hielt an. Er sah Assad Ben Omar gespannt ins Antlitz.

„Und was wollt Ihr damit sagen, Herr?“ fragte er.

„Wißt Ihr, wer der knorrige Wanderer war mit dem Hirtenstab, und der blutbespritzte, dornbegrenzte andere? . . . Wißt Ihr, daß Christus noch immer Christus der Flüchtling sein muß in Jerusalem, daß der Wüstenprediger, der Täufer, der einzige ist, der ihm treu blieb, auch heute noch —?“

„Herr, Ihr sprecht dunkel. Aber mir geht ein Ahnen auf —“

„Ihr erratet das Rechte, Herr. — Nicht länger mehr soll Christus verstoßen aus Jerusalem wandern müssen. Nicht länger mehr soll sein Glaube unterdrückt sein am Orte, wo er blutete und starb. — Nein! Christus der Sieger soll werden aus Christus dem Flüchtling. Dafür will ich wirken von diesem Tage an mit Leib und Leben. Was in meiner Macht liegt soll geschehen, um seinen Namen dort wieder zum heiligsten zu machen, wo er einst die Heiligkeit

Reihe hochauflodernder Wachtfeuer hindurch war er mit Assad geschritten; nun standen sie vor einem Zelte, das höher, vornehmer und glänzender ausgestattet war als die die andern:

Assads Lagerzelt. Und wie sie beide eben jetzt vor dem Eingang hielten, da tönte aus dem vom matten Licht einer Ampel i bestrahlten Raum her plötzlich ein lauter, jubelnder Ruf: „Vater! . . . Vater! . . . Du bist es wirklich?“

Und im nächsten Augenblick hatten Vater und Kind sich umschlossen.

Es war ein seliges Wiedersehen.

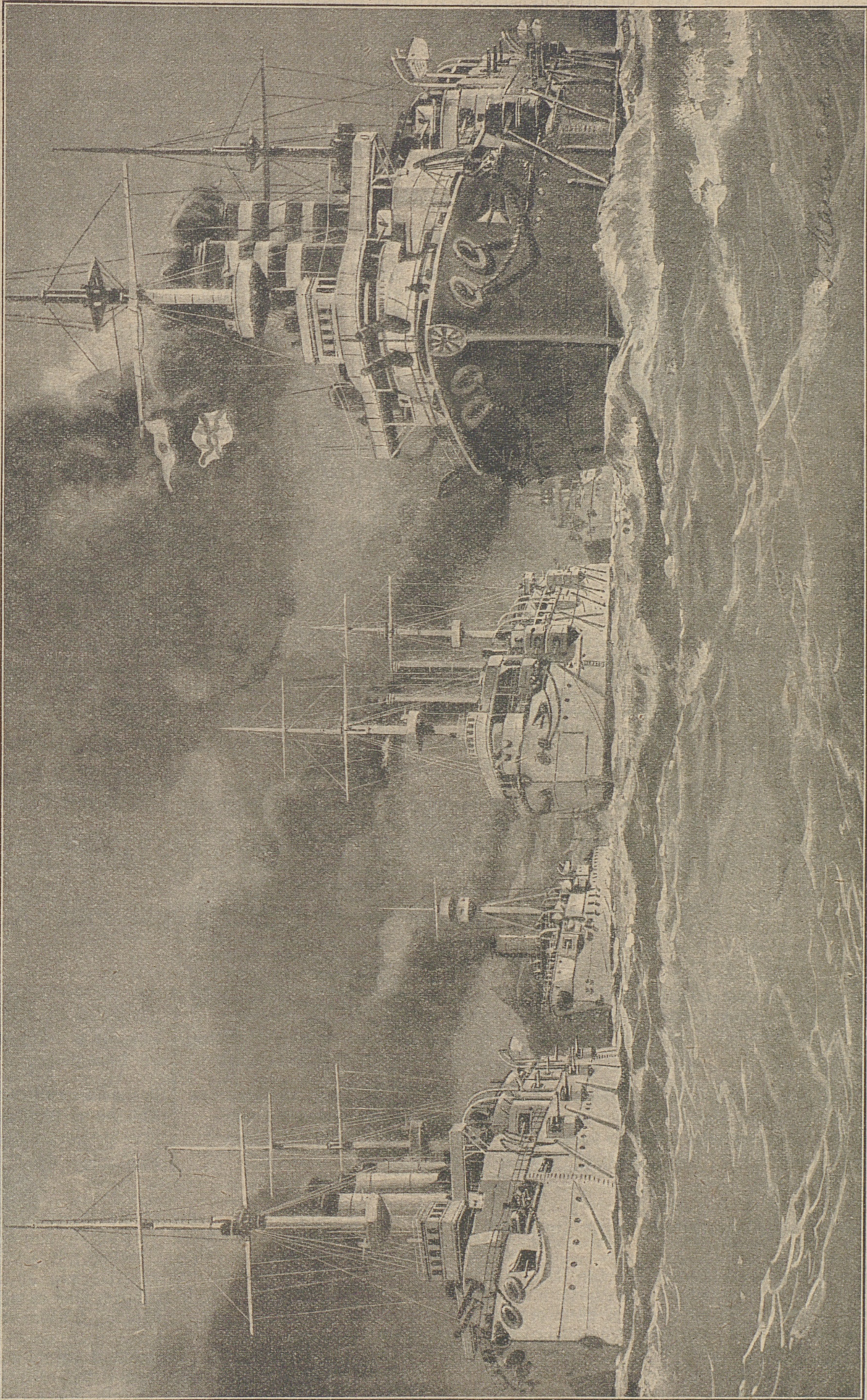
Assad schritt abwärts; er wollte die ungetrübte Freude zwischen den beiden nicht stören.

Die Weihnacht stand am Himmel. Die Myriaden Sterne, die seit Tausenden von Jahren dort brannten, schienen goldener, glänzender als je zu leuchten. Von funkelnden Lichthöfen umgeben, loderte das Sternbild des Kreuzes im hellen Blau. Hoch stand es, im Zenith des Himmels, und alle andern Sternbilder schienen sich ihm zu neigen. Tiefgebeugte Vasallen, zogen sie langsam und feierlich hin am Himmel. Und auch sie schienen es sagen zu wollen: „Kreuz, Du bist Sieger.“ — Die Wolken, die weiß und schmal hinwagten, widerstrahlten vom blendenden Licht, das auf sie niederfiel. Sie zogen nach Süden, dorthin, wo Jerusalem lag.

Wie weiße Schwäne waren sie, Schwäne des Friedens. Und auch sie schienen es künden zu wollen: „Kreuz, Du bist Sieger.“

Ein Ahnen zog in Assads Herz.

„Christus der Flüchtling wird zu Christus dem Sieger.“ Die Wachtfeuer loderten immer höher, in purpurnem Rot, mit darüber flatterndem Rauch, der zwischen den breiten



Linienfahrtschiffe und Panzerkreuzer der japanischen Flotte in Gefechtsstellung dampfend. Nach einer Zeichnung von G. Martin.

Palmenwipfeln sich verteilte, schlugen sie in die Nachtluft empor. Und ein tausendstimmiges Summen der nah und fern rufenden Stimmen erfüllte die Luft.

Da brauste plötzlich, langsam anschwellend, ein Ruf empor in die Höhe. Von Assads Zelt her hatte er sich erhoben; die dort lagernden Christensoldaten hatten ihn zuerst angestimmt. Dann fielen alle ein. Wie ein Blitz hatte die Kunde die Reihen der beiden Heere durchlaufen, daß der Feldherr der christlichen Streitmacht seinen totgeglaubten Sohn wiedergefunden habe. Und freudigen Jubel entzündete diese Botschaft in allen Herzen.

„Heil dem edlen Feldherrn! Heil!“

Alle Reihen, jeder Mund rief es. Keiner blieb zurück, da es galt, die Liebe zu dem tapferen Ritter zu zeigen, dem der Friede in so hervorragender Weise zu danken war. Und erst, als die beiden, Vater und Sohn, dann die Reihen entlang schritten, und jeder die edle, vornehme und kühne Gestalt Rodrigos zu erblicken vermochte, brach nicht endenwollendes Freuderufen aus:

„Heil Alfonso del Aguila! Heil unserm tapferen Feldherrn! Segen und Heil!“

Von der Christuskirche auf dem Westhügel Nazareth's herüber klang, von der Hand irgend eines Zurückgebliebenen geschwungen, feierlich und friedvoll das halb windberwehte Geläute der Glocken, weiter und weiter durch die sternhelle Nacht. — — —

Ein Jahr ging ins Land seit der Friedensfeier jener Weihnacht.

Alfonso del Aguila ist mit seinem Sohne wieder in die Heimat nach Spanien zurückgekehrt. Die dringendste Not der christlichen Reiche an der Westküste Palästinas war mit jenem Friedensschlusse geendet; Alfonso sah ein, daß sein Vaterland Spanien ihn nicht minder notwendig zum Kampfe brauchte als die jetzt in freundschaftlichem Bündnis mit dem Zubidenreich stehenden Küstenstriche des heiligen Landes.

Freilich währte der Friede und das Bündnis zwischen den Reichen der Kreuzfahrer und dem Zubidenfürsten nicht lange. Wohl gab Assad Ben Omar sich alle Mühe, am Hofe des Sultans für die Christen zu wirken. Aber die überwiegende Meinung der Ratgeber Selims den Lebensnerv des Reiches bilden mußte, erschwerte ihm seine Aufgabe. Er hatte alle seine Christensklaven freigelassen; unter denen, die von ihm auf diese Weise ihre Freiheit erlangten, befand sich auch Ulrich, der von Rodrigo einst der Bückigung seines Peinigers entriessene deutsche Christenknabe. Er zog wie alle andern Freigelassenen nach Tyrus. — — —

Jahre vergingen. Rodrigo war unterdes herangereift; schon zog auch er mit seinem Vater stets in den Kampf und galt als der tapfersten Kämpfer einer. Von Assad und seinem Sohne hatten beide nichts mehr gehört.

Doch eines Tages, fünf Jahre waren bereits verfloßen seitdem, kehrte ein aus dem heiligen Lande heimkommender Ritter in Don Alfonso del Aguilas Schlosse ein. Er kam direkt von Antiochia her; er brachte dem Herrn des Schlosses ein Schreiben.

Als Alfonso del Aguila es geöffnet und gelesen hatte, reichte er es seinem Sohne. Aber er wandte sich ab dabei; ein feierlicher Ausdruck von Friede und Trauer zugleich lag auf seinen Zügen.

„Jussuf schreibt uns,“ sprach er. „Er ward Christ; er kämpft in den Reihen der Kreuzfahrer. Sein Vater ist tot. Denn als der Friede zwischen Selims Reich und den Christen wieder gebrochen wurde, und der Kampf von neuem begann, hat er dem Sultan erklärt, er sei Christ, und er könne nicht mehr kämpfen wider seine Glaubensgenossen, denen man den Krieg widerrechtlich aufs neue aufgezwungen habe. Er bat den Sultan, ihn zu entlassen. Dieser tat es. Assad Ben Omar aber trat in die Reihen der Kreuzfahrer. . . Für Christi Fahne kämpfend ist er gefallen in einem Straßenkampfe in Tyrus. Ein Speer der feindlichen Reiter hat ihm die Brust durchbohrt. . . Er starb mit dem Ausruf: „Christus, Du hast gesiegt!“ — — Gott segne seine Totenruhe!“

Er neigte sein Haupt. — —

Draußen ging über den Fruchtgärten eben die Sonne unter. In funkelnden Blüten schimmerte das Land. Das durch die hohen, bunten Fensterscheiben des Saals brechende Licht spielte auf den Fliesen des Bodens. Aber mitten in dieses Licht fiel ein großer, tiefer Schatten, den das Fensterkreuz warf.

Alfonso del Aguila blickte hinaus durch die Scheiben auf die blühende Landschaft, ernst, in Gedanken verloren.

„An einem solchen Abend traf ich ihn zum erstenmale. . . Born und Haß war in seiner Seele, der wilde Wille, Christus zu zertrümmern. . . Und der Sturm ist nachts heraufgezogen. . . Aber heute kommt kein Sturm mehr, sondern eine friedensstille Nacht wird es werden, wie die war, die über Nazareth's Hügel einst lag, da wir das Friedensfest feierten. . . So still wird wohl auch seine Todesnacht jetzt sein. . . Und das Sternbild des Kreuzes wird ihm über seinem Grabe funkeln und ihm zur Ruhe leuchten. . . Denn er hat nicht viel Ruhe gehabt im Leben, sondern viel Streit und Sturm.“

Die Sonne war nun ganz hinter den Bergkämmen versunken.

Die weiche, milde Frühlingsnacht kam herauf und lullte die in Dämmerung versinkenden Baumkronen in Ruhe und Schlaf.

Von fernen, in der Verlorenheit der Nacht und Einsamkeit liegenden Klöstern läuteten die Glocken.

Zum Namensfeste Seiner Heiligkeit Papst Pius' X.

(19. März.)

1. Mos. 41, 40.

(Nachdruck verboten.)

Weil heute nun zum allerersten Male
Der Tag Dich grüßt auf Petri Sessenthron,
Weil erstmals er Dich sieht im lichten Strahle,
Im Würdenglanze der dreifachen Kron',

Drum soll mein Saitenspiel Dir heut erklingen,
Ein kleines schlichtes Lied Dich grüßen mag.
Was ich gedacht, laß' mich es vor Dir singen,
Zum Namensfeste Dein, zum Josephstag.

Barlsruher-Offstadt.

„Gehet zu Joseph!“ So ließ einstens rufen
Der König aus, dort im Aegyptenland;
„Er ist Machthaber an des Thrones Stufen,
Des Reiches Güter steh'n in seiner Hand.“

So bist auch Du ein Joseph uns geworden,
Von Gott gesetzt über Gut und Haus,
Der da mit Macht und Liebe allerorten
Der Kirche Gnadenschätze teilet aus. —

Und wie der Joseph heut im neuen Bunde,
Bist Du als unser Vater nun bestellt,
Schützend zu leiten auf dem Erdenrunde
All' Deine Kinder, . . die kathol'sche Welt! —

Das wollt vom Namen Joseph ich Dir singen,
Weil Du in Wort und Tat uns Joseph bist.
Mein kleines Lied als Gruß' laß' zu Dir dringen,
Zum heiligen Tag Nährvaters Jesu Christ. —

Amalie Eberhard.

Wie große Kriege beginnen.

(Nachdruck verboten.)

Aus Anlaß des russisch-japanischen Krieges bringt ein englisches Blatt unter der oben genannten Spitzmarke eine kleine Plauderei, in welcher „der Wert des ersten Schlages“ betont wird. Mehr als das Bewußtsein guter Bewaffnung und der gerechten Sache — so etwa führt das genannte Blatt aus — gilt heutzutage den Völkern der materielle Vorteil des ersten Schlages. Darum werden auch moderne Kriege so häufig nicht durch formelle Erklärungen, sondern durch Kanonendonner und Geschützknattern verkündigt.

In früheren Zeiten leitete man den Krieg nach längerer Beratung mit größeren Zeremonien ein; erst nach feierlicher

Ankündigung wurden die Feindseligkeiten eröffnet. Die Römer waren hierin so peinlich, daß sie einen ganzen Stab von Herolden hielten, welche mit gebührendem Prunk und Feierlichkeit eine Kriegserklärung abzugeben hatten. Noch viele Jahrhunderte hindurch war es allen Völkern Europas Ehrensache, den Handschuh hinzuwerfen, ehe der Kampf begann.

Noch im 17. Jahrhundert sogar, als Ludwig XIII. von Frankreich Spanien den Krieg erklärte, sandte er an den spanischen Hof einen Herold mit der Kriegserklärung; und als Karl X. von Schweden sich zum Krieg mit Dänemark entschlossen hatte, blieb er so lange untätig, bis sein Herold seine Herausforderung nach Kopenhagen gebracht hatte.

Dieses Vorgehen ist zwar großartig und höflich, entspricht

jedoch nicht den modernen Anschauungen vom Kriege. Jetzt kommt gewöhnlich der Schlag zuerst, und dann erst folgt die Erklärung, weniger des Friedens wegen, dem gegenüber sie in dieser Reihenfolge fast als Verhöhnung wirken könnte, als um anderen Ländern die Tatsache anzuzeigen und sie damit auf die Gejeße der Neutralität hinzuweisen.

Den Krimkrieg hatte der High Sheriff (Oberheriff) am 22. März 1854 von den Stufen der Londoner Börse aus erklärt; in Wirklichkeit hatte der Krieg schon einige Tage früher durch die Einfahrt der englischen Schiffe in die Dardanellenstraße begonnen. Rußland hatte sich in dem früheren Stadium desselben Krieges allerdings rücksichtsvoller benommen, denn es erklärte der Türkei den Krieg und eröffnete erst drei Tage später die Feindseligkeiten. Dagegen sandte Rußland im Jahre 1877 an demselben Tage, an dem die formelle Kriegserklärung an die Türkei abging, auch schon 50 000 Soldaten über die rumänische Grenze. An frühere ritterlichere Zeiten gemahnte der Beginn des deutsch-französischen Krieges, dessen formelle Erklärung ein Abgesandter an Fürst Bismarck in Berlin überbrachte, bevor die französische Armee in Aktion trat.

In manchen Fällen erweisen sich die Kriegserklärungen als äußerst nützlich. So bedrohte Lord Salisbury vor 14 Jahren Portugal mit Krieg, wenn es nicht binnen vierundzwanzig Stunden seine Besetzung der Ufer des Schireflusses zurückzöge. Die Drohung genügte, und der Krieg wurde vermieden. Anders war es dagegen, als Arabi Pascha unter Androhung des Krieges aufgefordert wurde, die Forts von Alexandria zu räumen. Er weigerte sich; die Folgen dieser Weigerung gehören der Weltgeschichte an.

Heutzutage bildet die gewöhnliche Einleitung eines Krieges die Abberufung des betreffenden Gesandten vom Hofe des Feindes; doch entbehrt diese Handlung der Endgültigkeit der alten Kriegserklärung, trägt vielmehr eher den Charakter einer letzten Aufforderung, und braucht nicht notwendigerweise einen Krieg nach sich zu ziehen.

Im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte sind die Fälle, in denen ein Krieg durch eine formelle Kriegserklärung eingeleitet wurde, so selten gewesen, daß sie nur eine ganz unbedeutende Ausnahme zu der Regel: „erst schlagen, dann sagen!“ bilden. Höflich ist diese Methode nicht — aber wirksam.

Dr. Adolf Buchenberger †, badischer Finanzminister.

(Nachdruck verboten.)

In Karlsruhe ist am 20. Februar 1904 der badische Finanzminister Dr. Adolf Buchenberger nach längerem Kranksein gestorben. Mit ihm ist ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen hohe staatsmännische Begabung und wissenschaftliche Bedeutung weit über die Grenzen der Heimat hinaus gebührende Würdigung gefunden hat. Für Badens Fürst und Volk, wie auch für die



Dr. Adolf Buchenberger,
badischer Finanzminister.

Wissenschaft und die Agrarpolitik, deren hervorragendster Vertreter in Deutschland Buchenberger gewesen, ist sein Hinscheiden ein schwerer Verlust. Dies kam auch in den überaus zahlreichen und bedeutungsvollen Beileidskundgebungen, die der Familie Buchenberger alsbald nach dem Ableben des Gatten und Vaters und namentlich bei dem Leichenbegängnis von allen Seiten entgegengebracht wurden, überzeugend zum Ausdruck.

Adolf Buchenberger wurde 1848 zu Mosbach in Baden geboren. Nach Vollendung seiner Studien in Freiburg, München und Heidelberg wurde er 1869 Kameralpraktikant und 1874 Kollegialmitglied bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues mit dem Titel eines Regierungsassessors. 1878 erfolgte als Ministerialassessor seine Berufung in das damalige Handelsministerium, 1881 in das Ministerium des Innern. Im gleichen Jahre wurde Buchenberger zum Ministerialrat ernannt. In den Jahren 1888—1893 gehörte er als ständiges Mitglied dem Landesversicherungsamte, 1891—1893 dem Verwaltungsrat der Generalbrandkasse an. Am 7. März 1893 berief der Großherzog den Ministerialrat Buchenberger zum Nachfolger des Finanzministers Dr. Cistätter, unter Ernennung zum Präsidenten des Finanzministeriums. Im nämlichen Jahre wurde Buchenberger

zum Bevollmächtigten beim Bundesrat des Reiches ernannt und erhielt 1894 den Titel eines Staatsrats, 1899 den eines Ministers.

Im äußeren Anerkennungen hat es dem Heimgegangenen nicht gefehlt. Durch die Gnade seines Landesherren wurden ihm die höchsten badischen Ordensauszeichnungen zuteil, und auch von anderen deutschen und ausländischen Fürsten wurden ihm hohe Orden verliehen. In Würdigung seiner verdienstvollen wissenschaftlichen Tätigkeit hat die Universität Freiburg ihn 1894 zum philosophischen Ehrendoktor, die Universität Heidelberg 1897 zum Doctor juris honoris causa ernannt. Seine bedeutendsten wissenschaftlichen Werke waren: 1883: Lage der Landwirtschaft in Baden, 1887: Verwaltungsrecht der Landwirtschaft, 1888: Fischereirecht in Baden, 1892: Agrarpolitik, 1897: Grundzüge der deutschen Agrarpolitik.

Uebersaus glanzvoll gestaltete sich die Trauerfeier zu Ehren des Verbliebenen anlässlich der Beisetzung seiner sterblichen Überreste auf dem Karlsruher Friedhofe. Als Vertreter des Landesherren war der Erbgroßherzog erschienen, außerdem die hervorragendsten Staatsmänner und Gelehrten des Landes, Vertreter der Staats- und zahlreicher Gemeindebehörden, der drei Hochschulen, der beiden Ständekammern, unzähliger Vereine und Korporationen, die alle in dem Dahingegangenen ihren einflussreichen Gönner und Förderer verehrten. Unter den Blumenpenden, die den Sarg berghoch bedeckten, befand sich auch ein prächtiger Kranz, den der preussische Gesandte im Auftrage des Reichskanzlers Grafen Bülow dort niedergelegt hatte.

Minister Buchenberger war eine sympathische, Achtung einflößende Persönlichkeit, er war vor allem ein Mann von ausgeprochenster Pflichttreue und Arbeitslust. Nege Arbeit, namentlich pünktliche Berufsarbeit, hat zu seinem Lebenselement gehört. Ein edler Mensch, ein kenntnisreicher, von Erfolg begleiteter Staatsmann ist mit ihm dahingegangen. Sein Andenken wird im Herzen des badischen Volkes treu und in Ehren bewahrt bleiben.



Rudolf Maisson †.

Rudolf Maisson †. (Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Am 12. Februar 1904 starb in München, 50 Jahre alt, der Bildhauer Rudolf Maisson. Ein kurzes aber tüchtiges Leiden raffte den hervorragenden Künstler hinweg. Rudolf Maisson entstammte einer französischen Emigrantenfamilie. Er wurde am 29. Juli 1854 zu Regensburg geboren, besuchte das Münchener Polytechnikum, um sich als Architekt auszubilden, wandte sich aber bald der Bildhauerei zu. Rudolf Maisson ist sein Lebenlang seinem Vaterland Bayern und der Hauptstadt München treu geblieben. Seine Entwicklung fällt in eine Zeit, in der die Sterne Wegas' in Berlin, Wegmüllers in München und Tilgners in Wien am hellsten leuchteten. Den Weg zur Künstlerlaufbahn hat Rudolf Maisson sich unter manchen Mühen erkämpfen müssen. Den idealen Sinn, die zähe Energie, den rastlosen Fleiß, mit denen er sich den Zutritt zu seinem eigentlichen Beruf erzwang, hat er aber auch behalten und bewahrt, solange ihm zu wirken und zu schaffen vergönnt war. Maisson ist besonders bekannt geworden durch seine lebhaft bewegten, malerisch empfundenen Brunnengruppen (für Gürth und Bremen) und durch seine plastischen Arbeiten für den deutschen Reichstag, die zwei reitenden Herolde und die Statue Kaiser Ottos des Großen, nicht minder aber durch zahlreiche Kleinplastiken von virtuoser Durchbildung und lebendigster Gesamtwirkung: wir erinnern an den humorvollen „Eselreiter“, an den derben „Augur“, den ruhig-feinen „Philosophen“. Alle diese Arbeiten sind zugleich interessante Versuche, durch farbige Behandlung die Wirkung des plastischen Gebildes noch zu steigern. Nicht groß im Maßstab, aber von monumentaler Würde und Größe ist sein „Thronender Wotan“. Maissons letztes großes Werk ist das kolossale Reiterdenkmal Kaiser Friedrichs III., das seinen Platz in Berlin vor dem Kaiser Friedrichs-Museum finden soll. Das Bildwerk zeichnet sich aus durch edlen Ernst, geschlossene Vornehmheit und fast dokumentarische Porträtstreue. Mitten aus seinem reichen, kräftigen Schaffen, das für ihn stets ein Ringen nach weiterer Vertiefung und Vervollkommnung war, ist Rudolf Maisson abgerufen worden. Er hinterläßt das Andenken eines hochbegabten, streng gewissenhaften Künstlers und eines aufrechten, tüchtigen, sympathischen Menschen. In der Geschichte der deutschen Plastik des 19. Jahrhunderts, wird Rudolf Maisson seinen festen Platz behaupten.

Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Reine Luft und reine Worte
Wirken oft wie Medizin.
Menschen von gewisser Sorte.
Wenn auch krank — doch beide fliehu'.

Müchheim a. Rh.

Joseph Sieberg.

[Das erste Taschentuch,] welches man in Europa kennt, wurde vor 350 Jahren getragen. Die Frau, welche die Zivilisation diesen großen Schritt machen ließ, war eine schöne Venetianerin, und so ist Italien nicht nur die Wiege der klassischen Bildung, sondern auch der Taschentücher. Von Italien überschritten sie die Alpen und breiteten sich alsbald in Frankreich aus, wo sie bei den Herren und Damen am Hofe Heinrichs II. in Mode kamen. Erst 1850 bürgerte sich dieser Toilettegegenstand in Deutschland ein, diente aber nur Fürsten und sehr reichen Personen und galt als ein sehr passendes Geschenk für erlauchte Brautpaare. Sogar in den gegen den Luxus gerichteten Gesetzen wurde seiner gedacht, indem ein 1595 in Dresden ergangener Erlaß dem gewöhnlichen Volke förmlich den Gebrauch des Taschentuches verbot.

Ein gutes Verfahren.

„Maria“, rief er, ins Haus tretend, bevor sein Weib Zeit fand, ein Wort zu sagen, „Maria, dieses Haus ist in einer schrecklichen Verfassung.“ — „Wieso, Heinrich?“ — „beginnt sie.“ — „Mache keinen Versuch, Dich zu entschuldigen“, unterbricht er sie. „Sieh Dich in diesem Raum um. Ich wollte einen Freund mit nach Hause bringen, aber ich nahm davon Abstand, weil ich fürchtete, es in einer Verfassung zu finden, welche jetzt tatsächlich vorhanden.“ — „Wenn Du ein Wort gesagt hättest, Heinrich.“ — „Gesagt, gesagt! Weshalb hätte ich ein Wort sagen sollen? Weshalb muß Jemand, der sich rühmt, Herrin des Hauses zu sein, erst unterrichtet werden, damit sie herumläuft und erst die Dinge in Ordnung bringt? Und dieses Kleid! Es ist schändlich, so herumzugehen zu dieser Tageszeit.“ — „Ich hätte es wechseln können.“ — „O, selbstverständlich! und wenn ich meinen Freund mitgebracht hätte, so hätte er sich zu einem kalten Essen niedersetzen können oder es wäre etwas zu Kohle verbrannt, und wir würden beide die Demütigung gefühlt haben und hätten uns entschuldigen müssen. Das ist nicht recht, Maria! Nein, das alles paßt mir nicht!“ — „Heinrich! Ich bin wirklich empört darüber, wie Du mich kränkst.“ — „Gut so! Ich will, daß Du Dich ein wenig besserst. Ja, es ist ärgerlich — sehr ärgerlich.“ — Und als er nun mit seinem Lehnstuhl selbst an den Tisch gerückt war, kicherte er in sich hinein und murmelte:

„Das haben wir wieder fein gemacht! Ich würde ja für mein Zukunftskommen selbst eine gehörige Portion bekommen haben, wenn ich nicht angefangen hätte. Ein gutes Verfahren!“

[Kindliche Logik.] „Karl, gib Deinem Schwesterchen die Hälfte des Apfels! Du weißt ja: „Geteilte Freude ist doppelte Freude!“ — „Ja, aber ein geteilter Apfel ist doch kein doppelter Apfel!“

[Der Bauernfänger.] Richter: „Sie sind wegen Falschspiels zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?“ — Bauernfänger: „Ja, die 30 Mark möcht' i wieder, die mir der Geheimpolizist abg'winna hat.“

[Kempeler.] Ein Student beleidigt einen jungen Mann und wird von ihm zur Rede gestellt. Darauf fragt er diesen: „Sind Sie Student?“ — „Nein, Kaufmann.“ — „Ja, was wollen Sie dann von mir?“

[In der Schule.] Wie viel Sinne hat der Mensch? Philipp!“ — „Fünf.“ — „Recht; — Peter, zähle sie einmal auf!“ — „Die Augen sind 2, die Ohren sind 2, sind 4, und die Nase sind 1, sind 5.“

[Die guten Freundinnen.] „Ich hab' mich vorhin in die Zunge gebissen.“ — „Unmöglich — dann wären Sie ja vergiftet.“

(Nachdruck verboten.)

[Gegen Brandwunden.] Wenn man sich verbrannt hat und sofort Schmalz oder irgend ein Del auf die verbrannte Stelle streicht und darüber Kochsalz streut, dann gibt es keine Blasen. Oder: man nehme dicken, sauren Rahm (Sahne) und vermische diesen mit frischem Leinöl, das man unter beständigem Umrühren nach und nach hinzusetzt. Mit dieser Salbe bestreicht man täglich mehrmals den Brandschaden. Ein anderes gutes Mittel besteht aus einer Salbe, welche man aus ungesalzener Butter und Eigelb herstellt. Auf 100 Gramm Butter nimmt man 3 Eigelb.

[Bayrische Erbsensuppe.] Mit den Erbsen wird zugleich ein schöner Selleriekopf und geotten. Ist alles weich, so läßt man in einem Tiegel ein eigrößes Stück Butter heiß werden und darin einen Kochlöffel Mehl gelb antaunen, rührt die Erbsen und den Sellerie darunter und verdünnt mit gefalzenerm, heißem Wasser bis zur gewünschten Dichte, worauf man die Mischung langsam fortfochen läßt. Man muß achtgeben, daß sich auf dem Boden nichts anlegt. Unterdeßent macht man sog. Fastenknödel, indem man sechs Eymeln feinstwürflich schneidet, mit Milch anfeuchtet, drei Eier daran schlägt, sowie etwas Salz, feingewiegte Petersilie und in Butter geröstete Zwiebel dazugibt. Zuletzt nimmt man noch vier Kochlöffel Mehl; daraus formt man mit dem Kochlöffel einen Teig und aus diesem mit den angefeuchteten Händen mittelgroße Knödel (Klöße) die man in gefalzenerm, sprudelndem Wasser eine Viertelstunde kochen läßt, worauf man sie in der Erbsensuppe zu Tisch gibt. Auch geschnittene Nudeln, erst in Wasser gelind gekocht, dann in die Erbsensuppe geworfen, geben einen guten Geschnack.

[Schellfisch mit weißen Rüben.]

6 Personen, 2 Stunden. Der nötige Schellfisch wird zurechtgemacht, in Wasser mit Salz, Zwiebel und Gewürz gargekocht, von Haut und Gräten befreit, in Stücken zerstückt und fortgestellt. Unterdeßent hat man ebensoviele Gewicht gepuzte und in Streifen geschnittene weiße Rüben in siedendem Wasser aufgekocht, abgeseigt, mit neuem Wasser oder Fischsud, Butter und Salz weichgedämpft, mit etwas in Butter gelblich gedünntem Mehl feimig gekocht und mit einer Messerspitze weißem Pfeffer gewürzt. Nun vermischt man die Rüben mit den Schellfischstücken, schwenkt beides zusammen über dem Feuer, daß es gut heiß wird, schmeckt ab, verbessert das Gericht noch mit zehn Tropfen Maggi's Würze und richtet es an.

[Ratheringe] bereitet man folgendermaßen zu: Grüne Heringe werden sauber abgeputzt, gewaschen, eingesalzen und dann mehrere Stunden zugedeckt hingestellt. Hierauf wendet man sie in Mehl und bäckt sie in Del und Butter schön braun. Später übergießt man sie mit Essig, welcher vorher mit Salz, Pfefferkörnern, Lorbeerblatt, Thymian und Zitronenschale gewürzt und tüchtig gekocht wurde. Doch hat man darauf zu achten, daß Essig wie Fische vollständig erkaltet sind, ehe man beides zusammenbringt, weil die Heringe sonst weich werden und zerfallen.

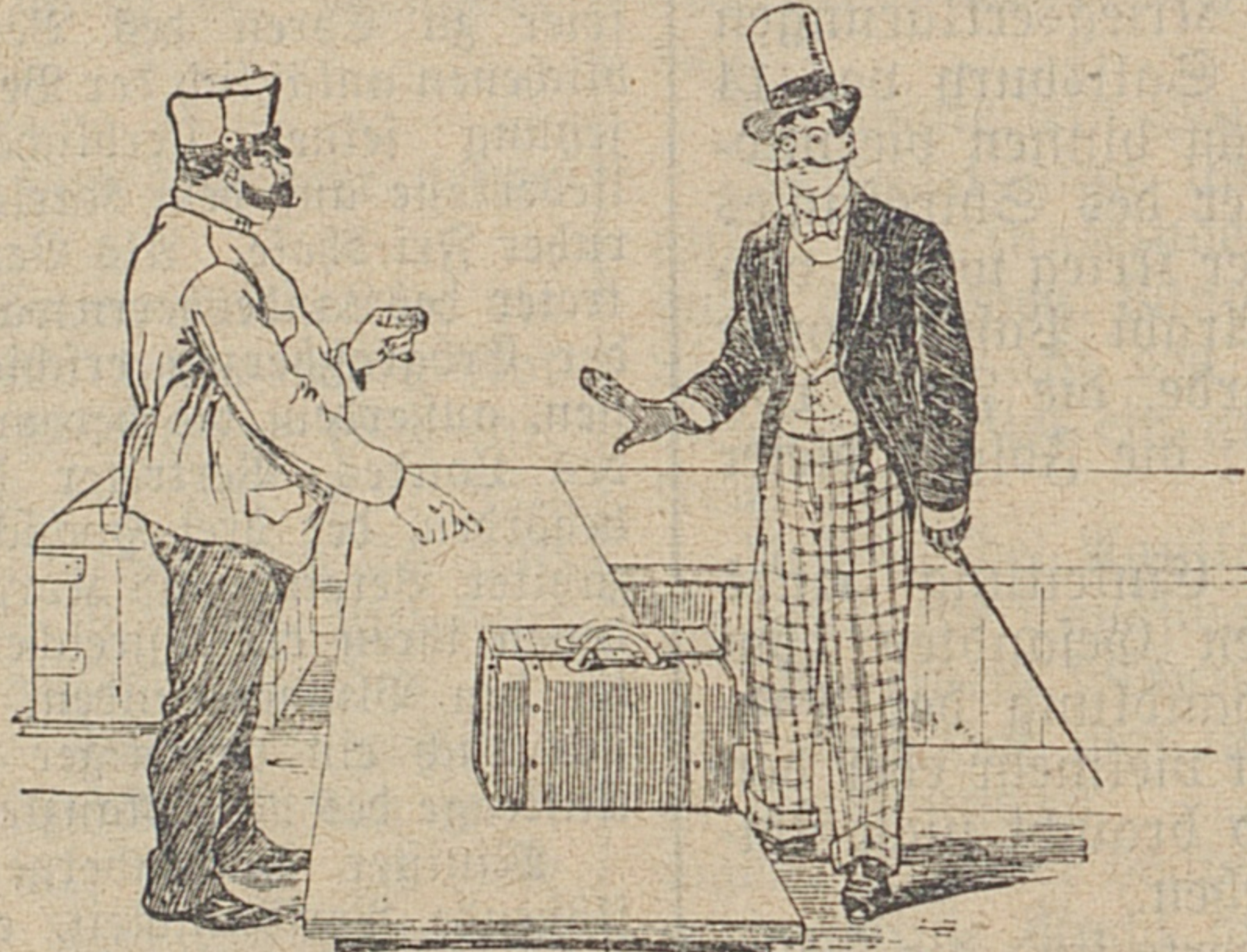
[Apfelmus] glasiert man vor dem Auftragen, indem man die Oberfläche dick mit feinem Zucker bestreut und eine glühende Schanfel darüber hält; man bestreut es beim Anrichten noch mit gehackten Mandeln oder belegt es mit kleinen ausgestochenen Biskuits.

[Wofenuchte Wände] in den Wohnungen sind, möge man nicht verschämen, Essen anzupflanzen, wo es irgend tüchtig erkeimt. Man wird neben der Freude, die eine schön bewachsene Wand gewährt, die Gemüthung haben, daß die Wände des Hauses trocken und die Wohnräume gesund und gut bewohnbar sind.

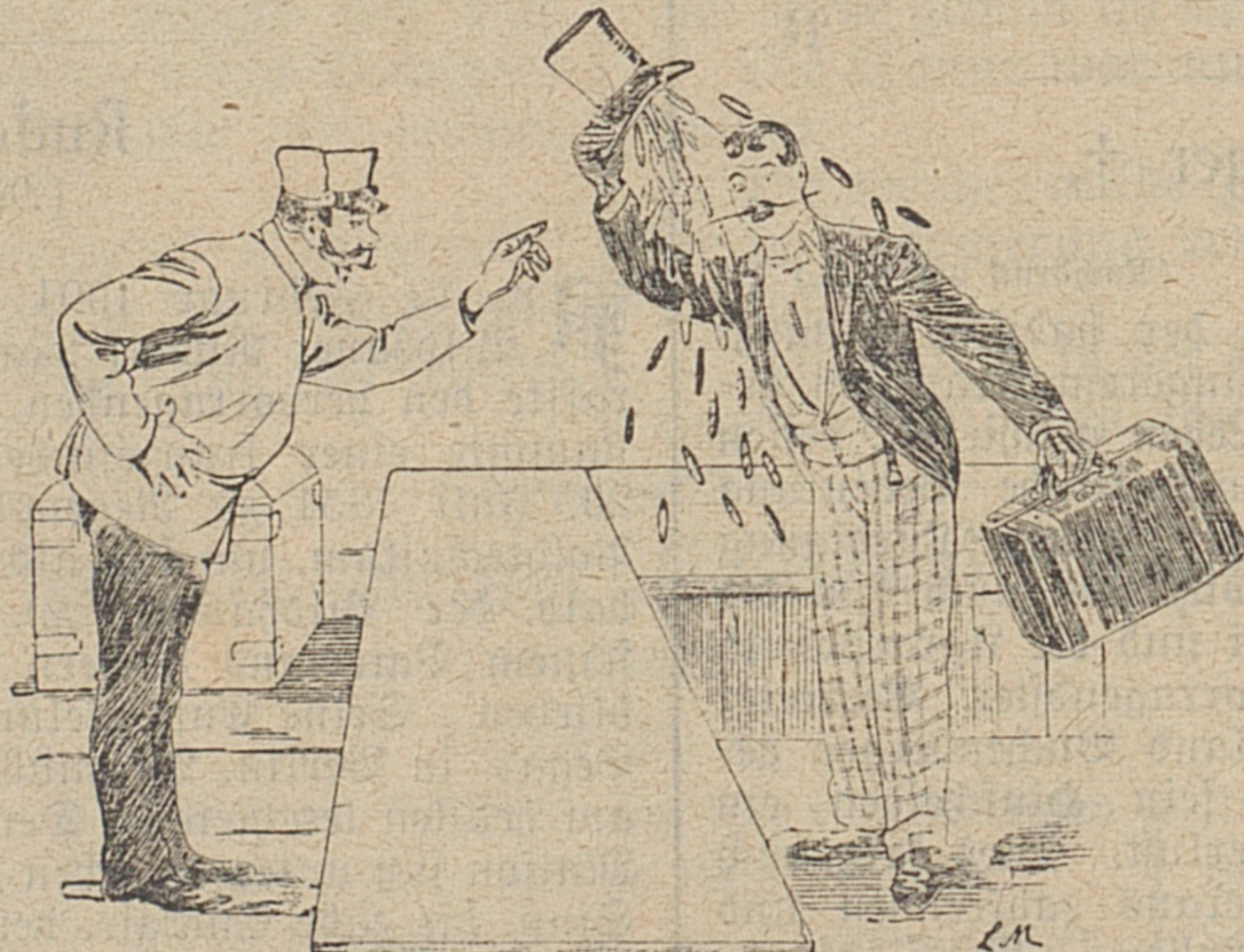
[Ein erprobtes Verfahren, wollene Kleider, Röcke, Beinkleider usw. zu reinigen.] Auf 3 Liter warmes Wasser nimmt man 2-3 Eßlöffel voll Oefenalle und ebensoviele Salniakseife. Die Kleidungsstücke werden auf einen Tisch ausgebreitet und mit der warmen Flüssigkeit mittelst einer Kleiderbürste tüchtig durchgebürstet. Die Rocktragen und die einzelnen Flecken, die man vorher mit einem weißen Fadenstück bezeichnet, müssen mit besonderer Sorgfalt behandelt werden. Ist alles rein, so wird das Kleidungsstück noch einmal mit kaltem Wasser durchgebürstet, zum Trocknen aufgehängt und während desselben durch Ausziehen öfters gedehnt, um das Faltigwerden zu verhindern. Sobald es nahezu trocken, aber doch noch etwas feucht ist, wird es aufgebügelt, wobei man am besten ein altes Stück Wollzeug auflegt, um das Tuch nicht zu versengen. Getragene Wollkleider, auf diese Weise mit Sorgfalt behandelt, erhalten ein sehr sauberes, fast neues Ansehen.

Wenn man vergeßlich ist.

(Eine Zollgeschichte.)



Beamter: „Haben Sie außerdem noch Gepäck?“
Reisender: „Nicht ein Stück!“
Beamter: „Also nir Steuerbares mehr?“
Reisender: „Nicht das Geringste!“



Reisender: „Habe die Ehre!“ (Lüftet höflich den Zylinder.) „Alle Wetter!!!“

Buchstabenräthselprung.

i	c	v	n	e
i	u	n	b	i
f	g	e	i	d
i	e	o	g	v
w	e	e	w	i

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Logogriph.

Mit D dient es zu Schutz und Wehr,
Stadt wird es, hast du S genommen.
Mit einem S springt's froh umher,
Und ordnet, wenn es R bekommen.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer.

Auflösung des Anagramms. Dran,
Aron.
Auflösung der Synonyme: Bärläse.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag der **Verlagsanstalt „Adonia“** (H. Vogel, Director) in Karlsruhe.